

Elyseo da Silva



Mosaik der verlorenen Zeit

Roman

LEISON
PRESS

Mosaik der verlorenen Zeit

Ein Roman

von

Elyseo da Silva

Inhaltsverzeichnis

Titelseite

Prolog

Erstes Buch - Sternschlag

Kapitel 1 - Freud'sche Versprechen

Kapitel 2 - Vorstadtkäfig

Kapitel 3 - Waldkönigen

Kapitel 4 - Löcher in der Welt

Kapitel 5 - Geruch nach Meuterei

Kapitel 6 - Tohil

Kapitel 7 - Und jedem Anfang wohnt ein Zauber inne

Kapitel 8 - Briefe an Godot I

Kapitel 9 - Hundstage

Kapitel 10 - Le café aux folles

Kapitel 11 - Briefe an Godot II

Kapitel 12 - Von der Flüchtigkeit der Sterne

Kapitel 13 - Was vom Leben übrig blieb

Kapitel 14 - Briefe an Godot III

Kapitel 15 - Blick zurück nach vorn

Kapitel 16 - Briefe an Godot IV

Kapitel 17 - Lolas Geheimnis

Zweites Buch - Bruchstücke

Kapitel 18 - Nordwind

Kapitel 19 - Leben wie Penner in Frankreich

Kapitel 20 - Briefe an Godot V

**Kapitel 21 - Katoptrophobische
Anwendungen**

Kapitel 22 - Die Weiße Hand

Kapitel 23 - Vergessene Träume

Kapitel 24 - Briefe an Godot VI

Kapitel 25 - Simondépression

Kapitel 26 - Der Entschluss

Kapitel 27 - Albaicín

Kapitel 28 - Unter Tage

**Kapitel 29 - Auf den Spuren Fürst
Myschkins**

Kapitel 30 - Rivadeneira

Kapitel 31 - Negerschlucht

Kapitel 32 - Bilderstürmer

Kapitel 33 - Verlust der Praktischheiligkeit

Kapitel 34 - Nomadin wider Willen

Kapitel 35 - Whisky und Zigarren

Kapitel 36 - Briefe an Godot VII

Kapitel 37 - Glut

Kapitel 38 - Déjà-vu

Kapitel 39 - LX

Kapitel 40 - Briefe an Godot VIII

Kapitel 41 - Chaos, Liebe, Hoffnung

Kapitel 42 - 39 Sekunden

**Kapitel 43 - Gaukelspiel wankender
Wirklichkeit**

Kapitel 44 - Briefe an Godot IX

**Kapitel 45 - Vom Niedergang des
Wolkenplaneten**

Kapitel 46 - Traum von einer besseren Welt

Kapitel 47 - Mafaldas Botschaft

Kapitel 48 - Briefe an Godot X

[Kapitel 49 - Per aspera ad astra](#)
[Kapitel 50 - Der Rache verheißungsvoller Ruf](#)
[Kapitel 51 - Abschied](#)
[Kapitel 52 - Briefe an Godot XI](#)
[Kapitel 53 - Lachslaichen](#)
[Kapitel 54 - Ende ohne Zauber](#)
[Kapitel 55 - Briefe an Godot XII](#)
[Kapitel 56 - Welcher Art Mensch](#)

[Drittes Buch - Mosaik](#)

[Kapitel 57 - Don Pedros Erinnerungen](#)
[Kapitel 58 - Begegnungen, erwartete und unerwartete](#)
[Kapitel 59 - Nicht der Reichste unter den Reichen](#)
[Kapitel 60 - In guten wie in schlechten Zeiten](#)
[Kapitel 61 - Des Richters Urteil](#)
[Kapitel 62 - Daunenkrone](#)
[Kapitel 63 - Briefe an Godot XIII](#)
[Kapitel 64 - Steinchen](#)
[Epilog](#)

[Anhang](#)

[Nachwort](#)
[Danksagung](#)
[Glossar](#)
[Impressum](#)

*Für Manuel Eyrich und Diogo Miguel Santana
Abrantes da Silva.
Ihr lehrtet mich zu leben und zu sterben.*

*Meiner geliebten Großmutter Maria Stengel. Ich
wünschte, Du wärst noch hier.*

Für weitere-Informationen zum
Mosaik der verlorenen Zeit (Dramatis Personae,
Hintergrund)
besuchen Sie:

www.mosaikderverlorenenzeit.de

„Träume sind Küsten, an denen der Ozean des Geistes auf das Land der Materie trifft. Strände, wo die Noch-nicht-Gewesenen, die Einst-Gewesenen und die Niemals-Sein-Werdenden inmitten der Noch-Seienden spazieren gehen können.“

David Mitchell, number 9 Dream

Prolog

Vom tintenblauen Himmel herab sendet ein silberner Mond seinen Atem aufs Land. Vorstadtvorhänge bauschen sich, unbemerkt.

Hinter einem solchen Vorhang, an einem Schreibtisch, sitzt ein Mann. Vornübergebeugt sitzt er, summt gedankenverloren eine traurige Weise. In seiner Hand ein Füllfederhalter. Er fliegt über einen Bogen Papier, beschreibt ihn mit eng gesetzten Lettern. Bisweilen rastet er, schwingt sich dann wieder auf. Zögerlicher Mal um Mal.

Beschwörend sendet der Mann einen Blick gen Himmel.

Abermals ringt er der Feder ein Wegstück ab. Schließlich jedoch verstummt sie, verharret, als entweiche alles Leben aus ihr.

Der Mann seufzt.

Knisternd landet der Bogen im Feuer, wie so viele seiner Brüder zuvor, wird eins mit dem silbernen Atem.

Ein weiterer Bogen findet seinen Weg. Der Mann beugt sich vornüber, summt leise,

Lieber Pascal,

schreibt er.

Lehnt sich zurück.

Schließt die Augen.

Beugt sich abermals nach vorn und sendet die Feder fort, hinauf zu neuem Fluge.

ERSTES BUCH - STERNSCHLAG

Kapitel 1 - Freud'sche Versprechen

„Was führt dich zu mir?“

Julián erschrak. Er hatte den Mann mit dem schlohweißen Haar nicht hinter der Blockhütte hervorkommen sehen. Unwillkürlich ergriff er Dunas Zaumzeug und tätschelte die sternförmige Zeichnung auf ihrem verschwitzten Hals.

„Totumay?“

Das Lächeln des Alten offenbarte faulige Zahnstümpfe. „So ruft man mich“, entgegnete er. „Wenn mich denn jemand ruft.“

„Lola schickt mich zu Ihnen.“ Julián räusperte sich. „Sie ist meine Mutter.“

„Lola.“ Die Augen des Mannes funkelten, als er den Namen aussprach.

„Genau“, nickte Julián. „Ach so - entschuldigen Sie. Ich bin Julián.“ Er streckte dem Alten eine Hand entgegen und gab sich alle Mühe, nicht auf dessen Zähne zu starren. „Julián Coya de la Serna. Lola meinte, Sie könnten mir vielleicht helfen.“

Eine Brise wehte von dem dunklen Waldsee herüber und kühlte den Schweiß auf Juliáns Haut. Er wünschte, er hätte einfach ins Wasser springen können, so wie früher.

„Nun, ich will sehen, ob mir das möglich ist. Zuerst aber solltest du Duna versorgen. Sie wird sich sonst erkälten.“

Julián stutzte, als der Alte den Namen der Stute nannte. Dann aber nickte er. Natürlich. Er war nicht der einzige, der auf diesem Wege hierher gelangte.

„Du kannst sie dort hinten anbinden“, Totumay wies ihm mit dem Finger die Richtung. „Da ist es windgeschützt. Ich bringe dir ein Handtuch.“

Duna schnupperte an Juliáns Hals, als er sich bückte, um sie an dem Pflock hinter der Hütte anzubinden. Das Gefühl war ihm noch immer vertraut, obschon es so viele Jahre

zurücklag, seit er seine eigene Stute in Spanien hatte zurücklassen müssen. Ein anderes Leben.

Julián hörte, dass Totumay zurückkam. Rasch richtete er sich auf.

Der Alte reichte ihm das Handtuch. Julián nahm es und rieb Duna trocken. Währenddessen fraß die Stute begierig die Karotten, die Totumay ihr hinhielt. Erst jetzt bemerkte Julián die ordentlich angelegten Gemüsebeete ringsumher. Wie sonst auch hätte der Alte sich mitten im Wald ernähren sollen?

Als Duna trocken war, folgte Julián Totumay ins Innere der Hütte.

„Willkommen in meiner bescheidenen Behausung.“

Juliáns Augen brauchten einen Moment, um sich an das Halbdunkel zu gewöhnen. Was er dann sah, glich nichts, was er je zuvor gesehen hatte. Ein Fadengespinnt durchzog den Raum. Unzählige Gegenstände hingen davon herab: Muscheln, Kristallprismen, Tierzähne. An der gegenüberliegenden Wand lehnte ein Trinkhorn, darüber hing ein Kuhschädel.

Julián sog den Atem ein. Es roch eigenartig.

Bilder stiegen in ihm auf. Flüchtig.

Ein Wohnwagen an der Atlantikküste. Singende Menschen. Feuer. Ein Fest am Strand.

Ebenso schnell wie sie kamen, verschwanden sie wieder.

„Wonach riecht es hier?“ fragte Julián.

„[Copal](#)“, entgegnete Totumay.

„Copal“, wiederholte Julián und ihm kam es vor, als kenne er dieses Wort, diesen Geruch.

„Setz dich! Ich hole dir etwas zu trinken.“

Totumay wies auf eine Eckbank und verließ die Hütte. Julián tat, wie ihm geheißen. Vor ein paar Jahren hätte ihm ein solcher Ritt nichts anhaben können, jetzt aber war er froh, die müden Glieder ausstrecken zu dürfen.

Totumay kehrte mit einer Karaffe in der Hand zurück und füllte einen tönernen Becher, den er Julián reichte.

„Danke.“

Julián trank.

„Was ist das?“

„Altes Rezept“, lächelte Totumay. „Genau das Richtige an einem heißen Tag wie heute, findest du nicht?“

Er setzte sich ebenfalls, holte eine Pfeife aus den Tiefen seines weiten Gewandes und stopfte sie mit Tabak. Der Pfeifenkopf stellte ein dicklippiges Gesicht dar. Totumay entzündete den Tabak und sog den Rauch ein.

„Möchtest du?“ fragte er, nachdem er den Schwaden schweigend dabei zugesehen hatte, wie sie sich im Raum auflösten.

Julián schüttelte den Kopf.

„Also, weswegen bist du zu mir gekommen?“ fragte Totumay.

Julián lehnte sich zurück und nippte an dem Getränk. Wieder füllte der würzige, leicht scharfe Geschmack seinen Mund.

Er hatte diese Geschichte schon so oft erzählt.

Da kam ihm ein Gedanke. Er stand auf, knöpfte sein Hemd auf und zog es zur Seite.

„Deshalb“, sagte er.

Totumay sah auf die nässenden Blasen, die sich sternförmig um den Nabel ausbreiteten. Einen Augenblick lang sagte er nichts.

„Sind das – Brandblasen?“ fragte er schließlich.

„Ich denke ja“, entgegnete Julián. „Aber ich habe mich nicht verbrannt. Das ist ja das Absurde an der ganzen Geschichte.“

„Woher kommen sie dann?“

Julián knöpfte das Hemd wieder zu und setzte sich.

„Ich weiß, es klingt unglaublich, aber“, er zögerte einen Augenblick, „aber sie sind da, wenn ich aufwache.“

„Sie entstehen im Schlaf?“ hakte Totumay nach.

„Wissen Sie, es ist so“, begann Julián, „es gibt da diesen Traum. Fragen Sie mich nicht, warum, aber es ist immer der gleiche. Und ich wache immer an der gleichen Stelle auf. Nur werden die Blasen in letzter Zeit schlimmer und schlimmer.“

„Wie lange geht das schon so?“

„Seit Jahren“, sagte Julián. „Und glauben Sie mir, hätte ich nicht schon alles probiert, wäre ich mit Sicherheit nicht hier. Ich bin nicht wie Lola.“

Er lehnte sich zurück und nippte an dem tönernen Becher.

Totumay lächelte ihn an. Abermals fiel es Julián schwer, nicht auf die braunen Stümpfe zu starren.

„In der Tat, das bist du nicht.“

„Also, verstehen Sie mich nicht falsch“, schob Julián nach, „sie ist meine Mutter. Aber manche ihrer Vorstellung sind schon – naja, wie soll ich sagen, bisschen abgedreht.“

Totumay erwiderte nichts.

„Wie dem auch sei. Auf jeden Fall sind Sie sozusagen meine letzte Hoffnung.“ Julián seufzte. „Ich bin es leid, dass keiner dieser sogenannten Experten mir helfen kann.“

„Würde es dir etwas ausmachen, mir von dem Traum zu erzählen?“ fragte Totumay.

„Deswegen bin ich ja hier.“ Julián sah sich in der Hütte um. Totumay stopfte währenddessen seine Pfeife.

„Zumindest muss ich mir bei Ihnen wohl keine Sorgen machen, dass Sie mich für verrückt halten.“

„Verrückt?“ Der Alte lachte. „Nein, da gebe ich dir Recht. Ich denke für gewöhnlich nicht in derartigen Kategorien. Insofern bist du vor einem solchen Urteil sicher.“

„Leider gibt es sowieso nicht viel zu wissen. Ich träume, dass ich mich in einer Höhle befinde. Nichts als Fels um mich herum. Einige Schatten, die über den Boden huschen. Es ist still, beinahe unheimlich still. Von irgendwoher dringt dann ein Rauschen an mein Ohr. Ganz leise zunächst, dann lauter und lauter. Plötzlich beginnt es zu brennen. Ich

versuche mich zu retten, doch in diesem Moment wache ich jedes Mal auf.“

Totumay sah aus dem Fenster. Der Wind spielte in den Wipfeln der Birken.

„Ein Rauschen?“ fragte er. „Was, denkst du, verbirgt sich dahinter?“

Julián starrte auf eine leuchtende Feder, die von dem Fadenspinnst herabhing.

„Ich kann es nicht sagen“, erwiderte er schließlich. „Könnte sein – also was weiß ich, ich kann mich in diesem Traum ja nie bewegen.“ Er überlegte. „Aber doch, es wäre möglich, dass es Flügel sind.“

„Flügel?“

„Sag ich doch. Vielleicht sind es Flügel. Wenn, dann müssten sie allerdings sehr groß sein.“

„Flügel“, wiederholte Totumay leise. Sein Blick wirkte mit einem Mal abwesend. Er murmelte etwas.

„Wie bitte?“ fragte Julián.

Totumay antwortete nicht.

„Was haben Sie gesagt?“

Der Alte mied Juliáns Blick und richtete sich auf.

„Nichts, mein Junge, gar nichts. Entschuldige mich bitte einen Moment – ich fürchte die Natur ruft.“

Er verließ die Hütte, ohne sich umzuwenden.

Julián saß auf der Eckbank und runzelte die Stirn. Draußen hämmerte ein Specht seinen gleichförmigen Rhythmus ins Holz eines Baumes. Erst in diesem Augenblick bemerkte Julián auch das unablässige Vogel-Geschnatter und -Gezwitscher draußen im Schilf.

Als Totumay schließlich zurückkehrte, hatte Julián den tönernen Becher ausgetrunken und kaute an seinen Fingernägeln.

„Verzeih“, sagte Totumay, während er sich erneut Julián gegenüber niederließ.

„Keine Ursache.“

Totumay entzündete die Pfeife und nahm einen tiefen Zug. Sein Blick folgte den Rauchschwaden, die ihre Reise ins Nichts antraten.

„Wollen Sie gar nichts zu alledem sagen?“ fragte Julián schließlich.

„Nun, Patentrezepte gibt es nicht. Was glaubst Du, Julián?“ Totumay sah ihn an. „Was steckt hinter diesem Traum?“

„Wenn ich das wüsste, wäre ich kaum hier. Wenn es nicht einmal die sogenannten Experten erklären können, wie sollte ich es verstehen?“

„Ich bezweifle, dass Experten in diesem Falle zu viel nutzen sind.“

„Sage ich ja.“

„Träume haben etwas mit dir selbst zu tun. Mit sonst niemandem. Sie kommen aus deinem Inneren, nicht wahr?“

„Aber was stimmt nicht mit meinem Inneren, wenn es mich verbrennt?“ flüsterte Julián. Dann richtete er sich auf und räusperte sich. „Schließlich hat auch sonst niemand solche Träume. Ich mache nichts anderes als meine Freunde oder als die Leute, die mit mir studieren. Warum also gerade ich?“

„Hast du mit deinen Freunden über diese Träume gesprochen?“

„Nur mit einem. Kevin. Das hat mir genügt, ehrlich gesagt.“ Julián sah aus dem Fenster, wo gerade ein Entenpärchen auf dem See landete. „Er meinte, ich solle mich nicht so anstellen. Nett, oder?“

„Ohnehin bleibt Fakt, dass du es bist, der diese Träume hat. Nicht deine Kommilitonen. Was also ist einzigartig an dir?“

„Einzigartig?“ Julián schüttelte den Kopf. „Nichts. Glauben Sie mir. Ich führe ein ganz normales Leben.“

„Dennoch musst du davon ausgehen, dass dieser Traum nicht grundlos zu dir kommt. Er will dir etwas zeigen. Weswegen sonst sollte er dich wieder und wieder heimsuchen?“

„Sie haben leicht reden. Dieser Traum verbrennt mich! Ich habe die Schnauze voll von solchen Binsenweisheiten. Wenn Sie mir nicht helfen wollen, können wir uns das hier sparen!“

„Du fühlst dich ungerecht behandelt, das kann ich nachvollziehen. Dennoch scheint mir Zorn in diesem Augenblick wenig sinnvoll. Feuer mit Feuer bekämpfen.“ Totumay strich sich übers Kinn. „Sei realistisch, seit drei Jahren versuchst du den Kampf auf diese Weise auszufechten. Was hat es gebracht? Offensichtlich nichts. Die entscheidende Frage bleibt also, warum ausgerechnet du diese Verbrennungen erleidest.“

Julián zuckte mit den Achseln.

„Du sagtest, du seist praktisch austauschbar“, meinte Totumay.

„Das habe ich so nie behauptet!“

„Nicht mit diesen Worten.“

Julián musterte ihn.

„Du führst ein ganz normales Leben, sagtest du. Aber was soll das heißen - *normal*?“

Julián stand auf und ging zum Fenster hinüber. Er lehnte seine Stirn an die kühle Scheibe. „Ich will doch nichts als meine Ruhe haben! Verstehen Sie das nicht?“

Der Alte trat von hinten an ihn heran und legte ihm eine Hand auf die Schulter. Auf einmal spürte Julián eine tiefe Müdigkeit. Er drehte sich um und sah Totumay an. Dieser erwiderte seinen Blick und reichte ihm dann die Hand.

„Komm“, sagte er.

Julián folgte ihm, legte sich auf die Eckbank, streckte die Beine aus und nahm das Kissen, das Totumay ihm hinhielt. Er schloss die Augen.

Auch der Alte setzte sich wieder. „Vielleicht“, begann er schließlich, „ist es an der Zeit, dich von der Vorstellung einer allgemeingültigen Normalität zu verabschieden. Für dich scheint sie nicht mehr zu existieren.“

Julián öffnete die Augen. „Was soll das heißen?“

„Für die Menschen der alten Völker bedeutete Feuer Reinigung. Sieh dir nur die Räucherrituale an, die sich in unserer Kultur bewahrt haben. Das kommt nicht von ungefähr: auch der Glaube ans Fegefeuer, das die Seelen der Menschen –“

Eine Veränderung im Raum zog Juliáns Aufmerksamkeit von den Worten weg. Das Licht schwand aus seinem Gesichtsfeld. Das Antlitz des Alten erstrahlte mit einem Mal heller und heller. Ein Leuchten ging von ihm aus „...bedenke nur die Scheiterhaufen...“ seine Züge verschwammen, verwischten langsam und die Konturen einer anderen Gestalt begannen sich abzuzeichnen. Narben durchzogen ihr Gesicht wie Flüsse eine verblasste Landkarte. Nun saß eine Frau vor ihm „...Zeichen für Veränderung, die...“ eine weise Gestalt mit grauschwarzem Haar, zu beiden Seiten des Kopfes zu Zöpfen geflochten „...anerkennen, was dies bedeuten kann, ja, wenn nicht muss...“ sah ihm in die Augen, stieg tiefer hinab, mit sehendem Blick „...solltest die Antwort in dir suchen...“ heißes Blut schoss ihm in die Lenden „...Wahrnehmung kann ein Geschenk...“ jene aus Urzeiten entstiegene Indianerin lächelte ihm zu, als ob sie ihn kannte. Kannte sie ihn? Er sie? Seit langem? – Immer schon.

Ein Aufschrei entrang sich Juliáns Kehle.

Was war hier los?

Er bemerkte, dass er auf dem Boden lag und blickte sich um. Da sah er Totumay, der neben ihm kniete, als sei nichts gewesen.

Was war das für ein Mensch? Er wusste nichts über ihn! Was trieb er für ein perfides Spiel? Was wollte er wirklich, dieser zahnlose alte Kauz?

Julián bemühte sich, einen klaren Kopf zu gewinnen.

„Alles in Ordnung mit dir?“ fragte Totumay. Er lächelte und hielt ihm den tönernen Becher hin. „Beruhige dich. Trink erst mal einen Schluck!“

Julián schlug ihm den Becher aus der Hand. Er zerbarst auf dem Boden. Noch war er zumindest klar genug, um sich zu wehren!

Er versuchte sich aufzurichten, schwankte jedoch, fühlte sich benommen, fand schließlich sein Gleichgewicht, als er sich am Tisch abstützte.

Totumay stand ihm mit ausdruckslosem Blick gegenüber.

„Ich, ähm, ich muss weg. Vielen Dank für alles. Und Entschuldigung. Also, ich, ich muss dann mal -“

Julián machte einen Schritt auf die Tür zu, stolperte über ein Sitzkissen und verlor erneut das Gleichgewicht. Er versuchte sich an einem gewinnenden Lächeln.

„Ich denke nicht, dass dies der rechte Moment ist, um zu gehen“, sagte der Alte, trat Julián in den Weg und versperrte die Tür.

Kapitel 2 - Vorstadtkäfig

„Nein, ich kann es nicht begreifen!“ sagte Kyriel.

Obwohl es bereits Nacht war, wehte warmer Wind durch das geöffnete Fenster herein.

„Wenn ich ehrlich bin, Laura, ich will es auch nicht. Du verlangst zu viel von mir. Wie lang geht das schon so? Monate? - Jahre?“

Ruhig blickte sie ihn an.

„Anderthalb Jahre.“

„Du musst Dich endlich entscheiden. Siehst du die Ringe unter meinen Augen? Meine Gedanken drehen sich in einer gottverdammten Endlosschleife. Du - Pascal - du - Pascal. Wer außer mir würde das mitmachen?“

„Trenn dich, Kyriel! Das habe ich dir von Anfang an gesagt.“ Laura nahm einen Schluck von ihrem Cabernet und stellte das Glas zurück auf den Couchtisch. Es klirrte. „Wenn du es nicht aushältst, trenn dich. Wie könntest du deine Selbstachtung bewahren, wenn ich dir diese Entscheidung abnehme?“

Kyriel kaute auf seiner Unterlippe.

„Ich“, sagte Laura, „will mich nicht von dir trennen. Ich liebe dich. Die Sache mit Pascal hat daran nichts geändert!“

„Wie kannst du das von mir verlangen?“

Er beugte sich zu ihr hinüber und fuhr ihr mit der Hand durch die schwarzen Locken.

„Du bist doch meine Frau!“

„Ich bin niemandes Frau.“

Kyriel wich zurück. Seine Hände verkrampften sich.

„Warum kannst du dich nicht von ihm trennen? Genüge ich dir nicht? All meine Freunde fragen mich, ob ich einen Vollschaten habe. *Sie tut dir nicht gut, mach endlich Schluss!* Ich kann es nicht mehr hören! Und jetzt“, er sprang auf, „jetzt kommst ausgerechnet du mir auch noch damit!“

„Ich habe nicht gesagt, dass du Schluss machen sollst. Ich habe gesagt, trenn dich, wenn du es nicht mehr aushältst. Meinst du, es macht mir Spaß, mitanzusehen wie du leidest?“

Sie ergriff seine Hände und sah ihm in die Augen. Er ließ es geschehen.

„Aber ich glaube an uns. Wir können das schaffen – und zwar gemeinsam. Jemanden lieben heißt, ihn freilassen.“

„Seit anderthalb Jahren vögelst du mit einem anderen!“

„Sprich es aus. Sein Name ist Pascal.“

„Ich kenne seinen verdammten Namen!“

Er entzog sich ihrem Griff.

„Freilassen, freilassen – was genau stellst du dir darunter vor, bitte?“

Laura gab keine Antwort. Ihre Augen wurden dunkel und sie verschwand. Kyriel hatte aufgegeben, herausfinden zu wollen, wohin sie in diesen Augenblicken ging.

Er zündete sich eine Zigarette an, trat ans Fenster und lehnte sich hinaus.

Die Sterne funkelten durch die Zweige des Ahorns im Hof. Die Hitze war noch immer unerträglich.

Erst nachdem er eine zweite Zigarette geraucht und sein Glas ausgetrunken hatte, trat Laura von hinten an ihn heran und schlang ihre Arme um seine Hüften. Sie legte ihren Kopf auf seine Schulter. Ihr Atem ging schwer. Kyriel spürte, wie er einen Ständer bekam. Er wandte sich zu ihr um.

„Du machst dir etwas vor“, wisperte Laura, „wenn du mir die Schuld an deiner Unzufriedenheit gibst.“

Sein Lächeln fiel ebenso in sich zusammen wie der Ständer in seiner Hose.

„Ich weiß, dass du es nicht leiden kannst, wenn ich mich einmische. Trotzdem ist es kein Wunder, dass du nicht glücklich bist. Was ist aus deinen Plänen geworden? Dem Reisen? Dieser Job war doch als Übergangslösung gedacht.“

„Erstens“, wand Kyriel sich aus ihrer Umarmung, „kommt es anders und zweitens als man denkt.“

„Du hast immer die Wahl!“ Laura goss sich noch ein Glas Cabernet ein. „Das nennt man Leben.“ Der Wein hatte bereits einen violetten Schimmer auf ihren Zähnen hinterlassen. „All diese Energie, die du in die Geschichte zwischen Pascal und mir steckst: Das ist nichts als Feigheit. Du weigerst dich, nach vorn zu schauen.“

„Ich möchte sehen, wie du damit umgehen würdest, wenn ich eine andere hätte!“

„Dann finde es raus – wenn es das ist, was du willst! Woher sollte ich es auch wissen? Ich kann mich nur an einer Realität beweisen. Aber wir sind schon wieder bei diesem leidigen Thema. Meine Frage war eine andere: Wie lange hast du noch vor, dich hinter diesem Drückebergerjob zu verstecken!“

„Ich habe diesen Job deinetwegen angenommen, Laura. Unseretwegen! Ich wollte Zeit für dich haben. Keinen Fulltime-Job, bei dem wir uns kaum gesehen hätten.“

„Benutze mich nicht als Ausrede für alle Entscheidungen, die du in deinem Leben triffst!“

„Was soll ich deiner Meinung nach machen? Was wäre die Alternative?“

„Wie soll ich dir diese Frage beantworten können, Kyriel? Über deine Ziele schweigst du dich seit Monaten aus!“

Kyriels Miene verdüsterte sich.

„Woher soll ich wissen, was meine Ziele sind? Nach dem Abi dachte ich, Philosophie wäre ideal.“

„Das ist doch Schnee von gestern.“

„Ich hatte geglaubt, Philosophie hätte etwas mit Leben zu tun. Aber als ich dann herausfand, wie es wirklich war – ich wollte nicht zuschauen, wie das Leben an mir vorbeizieht, während ich mich durch Kant kämpfe.“

Er lächelte müde und schenkte sich Wein nach.

„Vielleicht ist es das, was ich will“, sagte er mit leiser Stimme. „Leben.“

„Leben!“ Lauras Lachen klang heiser. „Wollen wir das nicht alle? Verrinnt das Leben nicht, während du Hamburger

brätst?“

„Ach, Laura. Können wir nicht einen normalen Abend miteinander verbringen?“

„Du musst dir endlich Gedanken darüber machen, was du willst.“ Sie sah ihn herausfordernd an. „Nicht darüber, was du nicht willst! Oder wie du dich von mir oder deinem Vater abgrenzen kannst.“

„Lass meinen Vater aus dem Spiel!“

„Wie könnte ich das? Zwar bist du immer drauf bedacht, alles zu vermeiden, was er gutheißen könnte. Und doch hast du ähnlich spießige Vorstellungen wie er!“

„Das kann nicht dein Ernst sein! Glaub mir, er hätte dir längst einen Arschtritt verpasst, dass du achtkantig aus der Wohnung geflogen wärst!“

„Und doch“, entgegnete sie und ihre Augen funkelten, „hättest auch du mich am liebsten ganz für dich allein. Würdest mich in einen Vorstadtkäfig mit weißem Gartenzaun drum herum sperren – ich lasse es nur nicht zu! Eine gewisse Ähnlichkeit mit der Welt deines Vaters ist nicht zu leugnen, oder?“

Auf Kyriels Stirn bildete sich eine Zornesfalte.

„Verdammt, Laura, was erwartest du von mir?“

Er drehte sich um und holte eine neue Flasche Wein aus der Küche.

Als er sie entkorkt hatte, sagte er: „Ich tue, was ich kann. Ich lasse dir die Freiheit, die du möchtest. Es ist eben nicht so leicht, damit umzugehen. Was, wenn ich zu schwach dazu bin?“

Er setzte sich auf das Sofa und sah in die Nacht hinaus.

„Ich habe es satt, mich Tag für Tag wie ein Versager zu fühlen! Der Mann zu sein, der deine Wünsche nicht befriedigen kann“, setzte er leise nach. „Du hast Recht – womöglich bin ich wie mein Vater. Aber wie sollte ich es auch nicht sein? Seinen Wunsch, in geordneten Verhältnissen zu leben, kann ich inzwischen jedenfalls besser nachvollziehen als früher.“

Laura setzte sich neben Kyriel, schlang ihre Arme um seinen Hals und zog ihn zu sich heran. Sie streichelte seinen Hinterkopf und er atmete aus.

„Niemand hat uns beigebracht, so zu lieben“, flüsterte sie. „Das ist mir klar. Aber ich glaube daran, dass wir es lernen können. Du und ich. Alles ist besser als diese geheuchelte Monogamie! Wie viele Beziehungen gehen in die Brüche, weil einer den anderen betrügt. Denk nur an meine Eltern! Ich werde nicht zulassen, dass wir die gleichen Fehler machen wie sie. Meinst du, meine Mum hätte meinem Vater nicht verzeihen können, wenn er mit ihr darüber gesprochen hätte?“

„Darauf kann ich dir keine Antwort geben“, murmelte Kyriel. „Zumindest konnte sie einen klaren Schlusstrich ziehen.“

„Würdest du uns lieber aufgeben, als dich einer schwierigen Situation zu stellen?“

„Alles, was ich will, ist endlich zur Ruhe kommen.“

Kapitel 3 - Waldkönigen

Verschwitz, mit vom Wind zerzaustem Haar näherte sich Julián Waldkönigen. Er konnte Dunas keuchenden Atem hören, gönnte ihr aber keine Pause. Übermächtig war sein Bedürfnis, Abstand zu gewinnen.

Wie war so etwas möglich?

Drogen. Das war die einzige Erklärung, die ihm einfiel.

Dennoch fühlte er sich in diesem Augenblick glasklar. Die Umnachtung war einer übergroßen Schärfe gewichen.

Ohnehin war das Gesicht der Frau in der Hütte klarer gewesen, als alles, was er zuvor erlebt hatte. Noch immer hallte ihr Blick in ihm nach.

LSD vielleicht? Konnte ein Trip so schnell vorübergehen? Julián bezweifelte es.

Vermutlich ein Kraut aus dem Wald. Tollkirschen. Fliegenpilze.

Er würde es nicht herausfinden. Keinen Fuß würde er je wieder über diese Schwelle setzen. Gerade so, dass er noch einmal davongekommen war!

War Lola von allen guten Geistern verlassen, ihn zu einem solchen Scharlatan zu schicken?

Moritz, der blonde Hüne, von dem er die Stute geliehen hatte, stand mit weit aufgeknöpftem Hemd vor der windschiefen Scheune. Seine Augen weiteten sich, als Julián auf das Gehöft ritt.

„Schon zurück?“ rief er. „Ich hatte nicht vor morgen mit euch gerechnet!“

Eine Welle der Erleichterung durchflutete Julián, als er vor Moritz stand. Obschon er dieses wettergegerbte Gesicht nur einmal zuvor gesehen hatte, schien es ihm in diesem Augenblick doch vertraut.

„Ging schneller, als erwartet“, entgegnete er lakonisch und schwang sich aus dem Sattel.

„Du siehst aus, als wärst du dem Leibhaftigen begegnet. Ganz blass um die Nase!“

Als Julián nichts erwiderte, ergriff Moritz die Zügel der Stute. „Jetzt muss erst mal Duna versorgt werden. Hinten im Stall findest du Stroh. Damit kannst du sie trockenreiben. Ich hole ihr Hafer.“

Er tätschelte den Kopf des Pferdes. An Julián gewandt meinte er: „Und du siehst aus, als könntest du einen Kaffee vertragen!“

Eine halbe Stunde später saßen Moritz und Julián vor zwei dampfenden Tassen Kaffee in der Küche des Bauernhauses. Die Luft war angenehm kühl, da die Sommerhitze nicht durch die weißgekalkten Mauern drang. Im Herd knisterte das Feuer, das Moritz entfacht hatte, um den Kaffee zu brühen. Feuer.

„Darf man hier rauchen?“

„Tu dir keinen Zwang an!“

„Ein Kaffee ohne Zigarette ist wie eine Geburt ohne Kind!“

Moritz lachte. „Wohl wahr. Es ist die, die mir am meisten fehlt.“

Julián legte seinen Tabak verlegen zurück.

Der Landwirt schüttelte den Kopf. „Mach ruhig.“

Er griff hinter sich, öffnete den Schrank und stellte einen Aschenbecher auf den Tisch.

Julián zündete sich eine Zigarette an.

„Du kennst Totumay?“ fragte er.

„Kennen ist übertrieben. Ich war zweimal bei ihm. Habe ihm bei der Veranda geholfen. Aber es wird allerhand geredet.“

„Wie lang lebt er schon dort draußen?“

„Als Totumay hierherkam, war ich noch grün hinter den Ohren. Ich erinnere mich daran, wie er zum ersten Mal

unseren Hof betrat. Ich schleppte gerade einen Korb Kartoffeln ins Haus. Plötzlich stand mir dieser merkwürdige Fremde gegenüber. Er hatte steingraue Augen. Auch ansonsten sah er irgendwie anders aus.“

„Diese Zähne!“

„Damals hatte er noch alle Zähne. Das war es nicht. Dennoch wirkte er wie eine Gestalt aus einer anderen Welt. Ich bin erschrocken, als er auf einmal vor mir stand.“

Julián nippte an seinem Kaffee. Er griff nach seinem Pullover. Ihn fröstelte.

„Aber was ist mit seinen Zähnen passiert?“

„25 Jahre im Wald“, erwiderte Moritz. „Er ist nie rausgekommen.“

„Hat seinem eigenen Verfall zugesehen“, murmelte Julián.

Moritz zuckte mit den Achseln.

„Was wollte er damals? Als er hierherkam, meine ich.“

„Meinen Vater sprechen. Ich bin natürlich gleich losgerannt und habe ihn geholt. Die beiden haben sich dann ins Arbeitszimmer meines Vaters zurückgezogen. Zu gern hätte ich gewusst, was sie dort besprechen wollten – aber mein Vater hat mich aus dem Zimmer geschickt. Was mich allerdings nicht davon abgehalten hat, mich in der Nähe der Tür rumzudrücken. Zumindest wollte ich noch einen Blick auf diesen seltsamen Typen werfen, wenn er ging. Aber es dauerte. Irgendwann wurde mir langweilig und ich setzte mich in mein Baumhaus. Dort konnten sie mich nicht sehen, ich sie aber schon.“

Moritz nahm die Kaffeetasse zur Hand, trank jedoch nicht.

„Was haben die beiden besprochen?“

„Ich habe es nie herausgefunden. Aber ich konnte sehen, was danach passierte. Ich war so wütend, dass ich tagelang kein Wort mit meinem Vater gesprochen habe.“

„Was ist denn passiert?“

„Mein Vater hat Ravna weggegeben. Und das, obwohl er mir gehört hat. Ich hatte ihn bekommen, als er ein Fohlen war. Er war der schönste Hengst, den wir je hatten.“

Pechschwarz, sein Fell weich wie Seide. Das Schlimmste aber war, dass Ravna mein Gefährte war, mein bester Freund. Ich konnte nicht fassen, dass mein Vater das getan hatte.“

Moritz wandte sich ab.

„Ich hatte früher eine Stute. Sie hieß Pras“, sagte Julián leise. „Ich musste sie in Spanien zurücklassen, als wir nach Deutschland zogen“ Er klopfte Moritz auf die Schulter.

„Es ist viele Jahre her. Aber du weißt, wie das ist.“ Moritz räusperte sich. „Möchtest du ein Glas Wasser? Oder ein Bier?“

„Wasser ist okay“, entgegnete Julián.

Moritz kehrte mit einer Flasche Sprudel aus dem Keller zurück.

„Hast du Ravna je wiedergesehen?“

Moritz schüttelte den Kopf.

„Es sollten viele Jahre vergehen, bis ich Totumay wiedersah. Von Ravna keine Spur. Ich glaube, er hat nie wieder ein Pferd besessen. Allerdings tauchten in all den Jahren immer wieder Menschen auf unserem Hof auf, um sich Pferde zu leihen.“

Julián nickte.

„Aber, wenn er nie wieder aus dem Wald gekommen ist“, fragte er, „weshalb reden die Menschen über ihn?“

„Genau deswegen natürlich. Totumays Ankunft war im Dorf nicht unbemerkt geblieben. Natürlich wurde getratscht. Die Leute begannen Geschichten über den seltsamen Fremden zu erzählen. Er kam aus dem Nichts und wollte zwischen Büschen und Bäumen leben? Das bot Stoff für Spekulationen! Schnell war er zu ihrem *Waldheiligen* geworden. Keine Ahnung, woher sie die Geschichten nahmen. Interessant war allenfalls, dass ihr Inhalt sich stets ähnelte.“

Julián legte die Stirn in Falten.

„Dabei hat niemand je auch nur seinen richtigen Namen herausgefunden“, fuhr Moritz fort. „Die wildesten Gerüchte

machten die Runde. Totumay war abendfüllendes Thema in der Dorfkneipe.“

Julián verzog die Lippen zu einem Grinsen. „Kann ich mir vorstellen.“

„Für die einen war er ein reicher Aussteiger – langweilige Theorie, wenn du mich fragst. Andere sprachen davon, dass er Probleme mit der kasachischen Mafia hätte. Es war von illegalen Hundekämpfen die Rede. Wieder andere vertraten die Auffassung, er müsse den Staat um mehrere Millionen geprellt haben – weswegen sonst hätte er seinen Namen ändern sollen? Diese Geschichten erklärten immerhin, warum er in unserem Wald untergetaucht war.“

„Klingt alles nicht sehr plausibel“, meinte Julián. „Was hätte er mit dem ganzen Geld im Wald anstellen sollen?“

„Meine Rede. Mein einziges Interesse galt am Anfang ohnehin der Suche nach Ravna. Mein bester Freund Paul unterstützte mich dabei. Aber es wollte uns einfach nicht gelingen herauszubekommen, wo Totumays Hütte stand. Unzählige Nachmittage suchten wir danach. Ohne Erfolg. Es kränkte unseren Stolz, dass wir dieses verdammte Ding nicht fanden. Auch sonst schien niemand im Dorf etwas über die Hütte zu wissen. Außer meinem Vater natürlich – und aus dem war kein Sterbenswörtchen herauszubringen.“

„Und dann all diese Geschichten.“ Moritz streckte sich. „Nach und nach entwickelte sich Totumay für uns zu einer mystischen Figur. Dennoch nahm unsere Suche in jenem Herbst ein abruptes Ende. Mein alter Herr schickte mich in die Stadt aufs Gymnasium.“

„Du hast nichts herausgefunden?“

„Es sollte 13 Jahre dauern, bis ich als diplomierter Agrarwirt hierher zurückkam. Totumay hatte ich nach all der Zeit beinahe vergessen. Erst als mir auffiel, dass noch immer Menschen auf den Hof kamen, sich Pferde liehen und im Wald verschwanden, erinnerte ich mich.“

Er sah Julián an.

„Entschuldige, ich rede und rede, möchtest du ein Bier?“